der so lange vermißte Sohn eines Tages heimkehren müsse. Diese Wahnidee der Greisin nahm niemand ernst, bis sie eines Tages aus Sydney die Nachricht erhielt, daß Roger in dem australischen Dorfe Waggawagga als Schlächtermeister unter dem Namen Tom Castro lebe! Sofort schrieb sie an den angeblichen Sohn, und „Castro" erklärte sich bereit, wieder nach Hause zu kommen. Am Weihnachtsabend 1866 traf er in London ein, und die Mutter erkannte ihn als ihren Sohn. Er nahm seinen alten Namen wieder auf und trat in alle gesellschaftlichen Beziehungen ein, die ihm als Sir Tischborne zukamen. Aber bald häuften sich die Verdachtsgründe, daß der heimgekehrte „Verlorene Sohn" ein frecher Schwindler sei. Es wurde ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Die Anklage behauptete, daß er nicht Roger Tischborne, sondern ein Schlächtergeselle Arthur Orton aus dem Dorfe Wapping in England wäre. Dieser sei nach mancherlei Abenteuern nach Australien gekommen und habe dort einen alten Neger mit Namen Bogle kennen gelernt, der früher Diener im Hause Tischborne gewesen war. Dem Neger fiel nach Ansicht der Anklage die frappante Aehnlichkeit auf, die zwischen dem Schlächter und seinem verschollenen Herrn bestand. So instruierte er ihn über den Fall und machte ihm so genaue Mitteilungen über das Vorleben und die Gewohnheiten Rogers, daß Orton später in England die Rolle des jungen Tischborne mit größtem Erfolge spielen konnte. Freilich vermochte er die Stimme des Blutes nicht ganz zum Schweigen zu bringen. Am Tage, an dem er in London eingetroffen war, nahm er sich einen Wagen, fuhr hinaus nach Wapping und erkundigte sich dort, ob noch Angehörige des Schlächters Orton lebten; ein Umstand der später stark gegen ihn ausgenutzt wurde. Der Prozeß gegen Otton, alias Tischborne, der ungeheures Aufsehen erregte, endete mit der Verurteilung des Angeklagten zu 14 Jahren Zwangsarbeit. Trotzdem blieb ein Teil der öffentlichen Meinung von seiner Unschuld überzeugt, und auch das soeben erschienene Buch ist dazu bestimmt, die Glaubwürdigkeit jenes längst verstorbenen „Orton" zu verteidigen. Indessen bleibt es doch am wahrscheinlichsten, daß der angebliche Roger Tischborne ein ebenso frecher wie raffinierter Schwindler gewesen ist.

Das Tagebuch eines Henkers.

Ein grausiges Kulturdokument aus dem Mittelalter ist das Tagebuch des Nürnberger Henkers, Meister Frantzen Schmidt, das Albrecht Keller nach der Handschrift soeben herausgibt. Der Henker hat von 1575 bis 1617 seines schaurigen Amtes gewaltet und nahezu 400 Personen vom Leben zum Tode gebracht. In gräßlichem Reigen ziehen in diesen Blättern die armen Sünder vorüber: Mörder und Wegelagerer, Hochstapler, Schatzgräber, Kindesmörderinnen und Dirnen, ja sogar ein Advokat und Rechtskönulent, der wegen Untreue und Blutschande dem Schwerte verfällt. Der Dieb wird gehängt, der Mörder geköpft oder gerädert, der Brandstifter, Falschmünzer und Sodomit verbrannt, während die Kindsmörderin ertränkt wird. Einige Eintragungen, die in ihrer furchtbaren Simplizität entsetzliche Qual und Roheit einschließen, seien hier wiedergegeben: „Den 29. Marki. Georg Franck, von Pappenreuth ein Schmiedknecht und Lantzknecht, welcher das Schön Anala überredet, als sollte er sie gehn Pruck an der Leuthen zur Martin Schönherlin, so ihr Breutigam gewessen, führen, als er sie neben Christoff Frischen, auch einem Landsknechten, gehen Verritten bracht, im Holtz, als sie beede dann zuvor einen Anschlag ihrethalben gemacht, er der Christoff sie mit einem Pfahl hinterrucks an den Kopf geschlagen, daß sie gefallen, also Ligent, noch zween Streich thun, er der Franck auch ein schlag zween thun, letztlich den Hals abgeschnitten und sie auszogen bis auff das Hembd und so liegen lassen, die Kleyter zu Durn Hembach um 5 fl. verkauft, ist im 93. Jahr umb sanft Andreastag geschehen, auch sonsten viel falscher schreyben und tigl gemacht, vermeynt geld darauff bekommen, ihme nicht angebn wöln, deßgleichen zweyer Roß, so er Neben einem kutschenknecht seinem Herrn entführt, zu Wien bey 1½ Jahre, in den springern gangen, deßwegen allhie mit dem Rath (d. h. Rad) erstlich beede Arm, den dritten stoß, uff die Brust bevohlen, gericht worden. Den 19. April. Andreas Brunner, burger und Glasser von Ayldorff, welcher als ein groß Wetter gewesen, und heftig donnert, Gott im Himmel also gelästert und geflucht, ihm einen alten Schelm gehaßen, der alte Narr habe das gelt verspillt und verkartet, er wöll es ißt mit Kugeln wieder gewinnen, sonsten auch heftig geflucht, allhie aus gnaden ¼ Stund am Pranger gestelt, off der Fleischbrucken ein Stück von der Zungen genommen." Trotzdem ihm manche Hinrichtungen nicht gelungen und er zum Beispiel seinen eigenen Schwager erst durch den 31. Stoß mit dem Rade tötete, genoß Meister Frantzen ein größeres Ansehen als sonst „unehrliche Leute". Er war nüchtern und umgänglich, sah aber seinem Handwerk entsprechend alle Leute nur darauf an, ob sie gut zu köpfen seien.

Etwas vom Schmerze.

Wenn auch die Stoiker jeglichen Schmerz leugneten mit Ausnahme des Zahnschmerzes, so steht doch die Allgemeinheit der Behauptung, daß es außer dem Zahnschmerze noch andere Schmerzen gebe, nicht so ablehnend jenen über. Nach den Ausführungen von Prof. Dr. L. Edinger in „Zeit und Bild" gehört zur Wahrnehmung des Schmerzes vor allem eine ungestörte Leitung zum Gehirn bezw. Rückenmark; Schmerz-Aeußerungen durch Gesten oder Schreien beweisen noch kein Schmerzgefühl. Eine Patientin, der man in Narkose 6 Zähne ziehen mußte, brüllte bei jeder Extraktion, wollte die Zange des Arztes aufhalten und stieß mit den Beinen. Nach dem Erwachen aber erklärte sie, „daß es nichts herrlicheres gebe als das Chloroform, unter dessen Wirkung sie auch gar nichts von den 6 Extraktionen gefühlt habe." Auch die wichtige Frage, ob ein Säugling imstande sei Schmerzen zu fühlen, scheint ihrer Lösung nahe zu sein. Das Gehirn des Menschen besteht aus zwei Hauptteilen, dem sogen. Urhirn und dem Neuhirn. Letzteres ist beim erwachsenen Menschen von den verschiedensten Bahnen durchzogen, die sich im Laufe des Wachstums bilden. Diese Bahnen sind nun bei der Schmerzempfindung besonders beteiligt; sie fehlen aber dem Neugeborenen, der neben dem Urhirn erst die Anlage zum Neuhirns besitzt. So kann auch beim Säugling von einer richtigen Schmerzempfindung noch kaum eine Rede sein.

— Verwechslung. „Haben Sie nicht vor Kurzem eine Flugmaschine erfunden? — „Ach, die ist mir leider ins Wasser gefallen!" — „Na, wie weit sind Sie mit Ihrem Unterseeboot?" — „Das ist in die Luft geflogen!"

— Aus Küche und Keller. Frieda (von nebenan): Ach liebste beste Minna, borjen Se mir doch Ihr feinet Korsett mit de Stickerei un det himmelblaue Atlasband durchjezogen — ick will mir heite verloben! („Ulk".)

Rätsel-Ecke.

Stammtisch-Scherz.

St ¾ a n R

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels von voriger Nummer:

Geschlagen.

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

des

Freien Schwarzwälder.

Nr. 44. Wildbad, Mittwoch, den 4. Juni. 1913.

Gewitterregen.

Von Karl Schmidt.

Ein Gewitter hat von ferne
Graue Wolken hergesandt,
Und ein milder Maienregen
Rieselt auf das frohe Land.

Jede Scholle trinkt den Segen,
Jede Wurzel saugt ihn ein,
Schwellen wird er in der Aehre,
Glühen wird er in dem Wein.

Ehe dann der Abend schattet,
Scheint die Sonne noch einmal,
Schlägt mit zarten, lichten Farben
Eine Brücke übers Tal.

(Aus dem Juniheft des „Türmers".)

Die Krone des Lebens.

10) Roman von Maximilian Böttcher.

(Fortsetzung.)

An dem spontanen Beifall, der losbrach, schien sich Isabella gleichsam zu berauschen. Ihre Brust wogte, ihre Augen glühten, ein Lächeln der Glückseligkeit spielte um ihren holden Mund.

Heinz saß wie betäubt. Isabellas zauberhafte Schönheit sagte ihm einen Feuerstrom nach dem andern durch den Körper. Durch sein Hirn zuckte der Gedanke: „Vor allen diesen fremden Menschen könntest du auf sie zugehen und dich ihr zu Füßen werfen." Er ballte krampfhaft die Hände und hielt mit zusammengekniffenen Lippen den Atem an. „Bist du toll?" fragte er sich und zwang sich mit aller Gewalt, den Blick von Isabella abzuwenden. Da sah er, daß Bannemann, die hagere, schier endlos lange Gestalt, an eine der marmornen Säulen gelehnt, die Arme übereinandergeschlagen, seine dunklen Augen mit mephistophelischem Ausdruck zwischen ihm und Isabella hin- und herschweifen ließ.

Einer der Leutnants, ein etwas dicker, behäbiger, mit weit vorgeschrittener Glatze, ging auf Isabella zu und küßte ihr die Hand:

„Wunderbar . . . ganz wunderbar, gnädiges Fräulein. Da kann selbst die Herzog und die Lehmann nicht gegen an. Schade, einfach schade, daß Sie in Verhältnissen leben, die Ihnen verbieten, Ihr herrliches Talent in die Offentlichkeit zu tragen. Ganz Berlin läge Ihnen zu Füßen . . . ganz einfach tout Berlin."

Isabella dehnte den schlanken Leib, als stünde sie nach langen Wintermonaten zum erstenmal wieder in der Frühlingssonne.

„Ja", sagte sie, „ich möchte das schon, mir eine Welt zu Füßen zwingen. Seit Jahr und Tag liegt mir's im Sinn. Wenn ich nur dürfte, nur eine einzige Saison lang. Mein Professor meint ja auch, daß ich reüssieren würde. Aber mein Herr Papa gönnt mir doch nur mal die Freude nicht."

„Ich bitte dich, Isa, komm nicht wieder auf diese alten Dummheiten zurück", versetzte der Kommerzienrat mit einer Schärfe, die bei ihm im Umgang mit seinen Kindern fast nie zutage trat.

„Da hören Sie ja den Machtspruch meines Tyrannen", warf Isabella mit bitterem Humor hin.

Es konnte nicht fehlen, daß sich rasch zwei Parteien bildeten, die das Für und Wider der künstlerischen Betätigung einer Dame aus vornehmem Hause lebhaft diskutierten. Da Heinz und der Forstmeister sich indessen an der Debatte nicht beteiligten, der Bankier und seine Frau eingefleischte Kunstenthusiasten und die vier Leutnants mitsamt galante Herren waren, so hatte Isabella die starke Majorität auf ihrer Seite. Mit dem Kommerzienrat gingen nur Herr und Frau Bankdirektor König, das zweite zu Gast geladene Ehepaar.

Der parlamentarische Sieg, den Isabella so davontrug, schien ihr nach berühmten Mustern zu Kopf zu steigen; sie lachte mit blitzenden Zähnen und sagte übereilig und etwas von oben herab:

„Nun ja . . . es ist der ewige Kampf zwischen den Alten und den Jungen, in dem die Alten laut Naturgesetz schließlich doch unterliegen. Ja ja, Väterchen —", sie drohte dem Kommerzienrat scherzhaft mit dem Finger — „wenn du auch jetzt noch die Macht in Händen hältst, ich laß doch nicht locker, bis ich dich kleingekriegt habe."

Zwei Diener kamen und reichten Erfrischungen herum. Herr von Bannemann trank drei Glas Sekt hintereinander.

Isabella hatte sich neben Frau Bankdirektor König auf das zierliche Ecksofa gesetzt. Sie vertrug es nicht gut wenn jemand anderer Meinung war als sie, und versuchte nun, die schon bejahrte, sehr distinguiert aussehende Dame auf ihre Seite hinüber zu reden.

Die Frau Bankdirektor aber schüttelte hartnäckig den Kopf.

„Unsinn, Kindchen, Unsinn", wehrte sie sich; „das Vögelchen, dem der liebe Gott ein so warmes, glänzendes Nest bereitet hat wie Ihnen, das sollte sich hüten, den einsamen Flug in die rauhe, stürmische Welt zu wagen. Es könnt' am Ende bald mit gebrochenen Flügeln wieder heimwärts hüpfen. Aus Ihnen spricht ja auch mehr kindlicher Eigensinn als überzeugte Kunstbegeisterung. Sie müssen mir's nicht übel nehmen, wenn ich Ihnen da so frei von der Leber weg meine Meinung sage. Sie wissen, zu denen, die ich gern habe, red' ich immer so wie ich denke."

„O, bitte, bitte."

„Für das glatte, schlüpfrige Parkett des Konzertsaals oder der Bühne stehen Sie nicht fest genug auf den Beinen. Und um Enttäuschungen lächelnd tragen zu können, sind Sie viel zu sehr verwöhnt."

Isa starrte vor sich auf die Spitzen ihrer zierlichen Lackschuhchen und atmete schwer.

„Eben . . . das ist es ja gerade", stieß sie mit einer seltsam müden Hast hervor, „daß unsereins dahinlebt zu nichts und weiter nichts, als um verhätschelt und verwöhnt zu werden. Eine Puppe ist man, ein Nippesfigürchen. Wie in Watte eingewickelt und ins Glasspind gestellt kommt man sich vor." Sie dehnte die Arme. „Und draußen lockt und lacht das Meer des Lebens, in dessen Wellen man sich so schön austummeln könnte."

Frau König blickte Isa schelmisch an.

„Schäfchen! Sie müßten sich verheiraten. Natürlich mit einem Mann, den Sie lieb haben, recht von Herzen lieb. Keine Konvenienzehe. Um des Himmels willen!"

Isabella zog ein wenig die Schultern hoch; es war, als rieselte ein Frostschauer über sie hin.

„Ich — ich fürchte mich so vor der Ehe", sagte sie leise, fast unhörbar. „Ich muß immer an meine Mutter denken. Sie lebte wohl heute noch, wenn sie nicht auch

werners Mutter geworden wäre. Und ich hab' das Empfinden, daß mich dasselbe Schicksal treffen würde wie sie. Papa behauptet ohnehin immer, daß ich ihr in allem und jedem gleiche. Nein! Ich habe Furcht. Ich möchte nicht jung sterben, ich möchte leben, leben, leben!"

„Aber Kindchen, das sind ja Hirngespinste, mit denen Sie sich quälen", schalt Frau König.

Isabella starrte eine Weile vor sich hin. Plötzlich hob sie die großen Augen und ließ sie suchend durch den Saal schweifen. Als sie Heinz Vollrath gefunden hatte, der, nur zwei Schritt entfernt, neben dem Flügel stand und scheinbar angelegentlich ein in die Wand eingelassenes Marmorrelief betrachtete, ließ sie den Blick lange auf ihm ruhen. Dann sagte sie ganz laut:

„Nein ... ich will nicht heiraten. Nie will ich heiraten."

„Sie wissen überhaupt nicht, was Sie wollen", gab Frau König zurück.

7. Kapitel.

Als Heinz Vollrath am folgenden Nachmittag aufs Schloß kam, Werner die gewohnte Unterrichtsstunde zu erteilen, sagte der Diener, der ihn im Vestibül empfing:

„Der junge Herr ist mit den Herren Offizieren per Schlitten zu den Wildfütterungen gefahren, muß aber jeden Augenblick zurück sein. Das gnädige Fräulein läßt den Herrn Pastor bitten, unterdes eine Tasse Kaffee mit ihr trinken zu wollen, im Wintergarten. Das gnädige Fräulein ist allein."

Mit starkem Herzklopfen legte Heinz ab und ließ sich von Zanga, Isabellas „Spezialtray", einem echten und rechten, etwas phantastisch livrierten Negerknaben, der schon auf dem Sprunge stand, durch einen weiten, lichten Korridor in den Wintergarten führen, aus dessen üppiger Blatt- und Blumenfülle ihm ein warmer Hauch entgegen schlug.

„Draußen sehr viel Schnee; aber hiere schön. Und Palmen wie Samoa", flüsterte Zanga und zeigte, im sehnsüchtigen Gedenken an die ferne Heimat, grinsend die weißen Zähne.

„He!" ertönte hinter einem blühenden Oleander hervor Isabellas Stimme; „soll Zanga reden, wenn er nicht gefragt ist?"

„Hat der Herr Missioner so gute Augen," entgegnete der Neger in bettelndem Ton; „muß ich glauben immer an Missioner, was mich hat . . ."

„Schluß! Frida soll Kaffee bringen. Links um kehrt. Trab!"

Während Zanga machte, daß er davonkam, trat Isabella hinter dem Gebüsch hervor und reichte Heinz mit ihrem bestrickenden Lächeln die Hand.

„Sehen Sit, dieses schwarze Herz haben Sie auch schon gewonnen", scherzte sie. „Uebrigens ein drolliger Bursche und treu wie Gold. Nur bedienen laß ich mich nicht gern von ihm, weil ich bei seiner Hautfarbe nie eine gewisse Unsicherheit betreffs seiner Sauberkeit überwinden kann."

„Aber er ist auch ein Mensch", sagte Heinz mit leisem Vorwurf.

Ja sah ihn mit großen Augen an.

„Ach", erwiderte sie dann mit fast unmerklicher Ueberlegenheit, „weil ich ihn ein bißchen hart behandle? Ja, Herr Pastor —" sie zuckte die Achseln — „mit Güte allein kommt unsereins nicht durch. Wirklich nicht. Doch wollen Sie nicht nähertreten? Sie waren noch nie in meinem Toredo?"

Heinz verneinte, und Isabella führte ihn, in liebenswürdigster Weise den Cicerone spielend, tiefer in den Wintergarten hinein, in dem die üppige, anspruchsvolle Vegetation der Tropen und der Riviera reicher vertreten war als die schlicht-bescheidene der deutschen Heimaterde. Palmen und Kakteen gab es hier in allen Größen und Formen, Lianen und Orchideen rankten überall an den Wänden in wuchernder Fülle bis zum Glasdach empor; Goldorangen leuchteten durch das dunkle Grün der Blätter, und die da und dort verstreuten Jasmin-, Rosen- und Fliedergesträuche hätten sich inmitten dieser großsprecherischen Konkurrenz schwerlich behaupten können, hätten ihre Blüten nicht so süß und anheimelnd zu duften verstanden.

In einer lauschigen Ecke fiel eines Springbrunnens silberner Strahl in ein Marmorbassin, in dem zwischen großen, aus Milchglas gebildeten Seerosen rote Goldfischchen schwammen. Hier standen um einen zierlichen Tisch herum einige bequeme Korbsessel.

Isabella lud zum Sitzen ein.

„Mein Lieblingsplatz", sagte sie und jagte mit einer leichten graziösen Bewegung ihrer schmalen, weißen Hand einen grünen Papagei fort, der sich's auf der Lehne ihres Stuhles bequem gemacht hatte.

Ein mit peinlichster Abrettheit gekleidetes Mädchen brachte den Kaffee. Als es, vom Tisch zurücktretend, einen fragenden Blick auf seine Herrin richtete, sagte Isabella:

„Sie können gehen. Zanga soll draußen an der Tür warten, damit er da ist, wenn ich ihn brauche."

So lautlos, wie die Dienerin gekommen war, verschwand sie wieder.

Heinz Vollrath saß wie in Betäubung, außerstande, ein Wort zu reden. Das Milieu erdrückte ihn sozusagen. Er wagte nicht einmal, den Blick zu Isabella zu erheben, die ihm in ihrem losen Hauskleid aus meergrünner japanischer Seide holder erschien, denn je zuvor. Träumte er? Hatte ein Märchen aus Tausendundeine Nacht sich vor ihm aufgetan? . . .

Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und versuchte, einen tiefen Atemzug zu tun. Schwer und beklemmend, wie ein Alp, lag es auf seiner Brust. Nie hatte er so deutlich die tiefe Kluft gefühlt, die zwischen ihm und Isabella gähnte. Wie eine gewaltige Hecke aus lianenumschlungenen Tropengewächsen, undurchdringlich und unübersteigbar, wuchs es vor ihm auf. Tollheit! . . . Liebte er dieses Mädchen, das ihm wie eine Fee aus irgendeinem Zauberreich vorkam, denn überhaupt? War nicht all sein heißes Empfinden nur Einbildung, ein wilder Sinnentrausch, der ihn verwirrte?

„Wollen Sie nicht zulangen?" fragte Isabella und schob Heinz die silberne Kuchenschale zu.

Heinz verneigte sich und nahm eine der zierlichen Törtchen — ganz mechanisch.

„Weshalb haben Sie sich gestern abend an der Debatte darüber, ob es mir zustände, öffentlich als Sängerin aufzutreten, mit keinem Wort beteiligt?" nahm Isabella nach einer Pause das Gespräch wieder auf.

Heinz nagte an seiner Unterlippe.

„Ich fühlte, daß mein Urteil kein klares, unbefangenes war," antwortete er endlich.

„Hm," machte Isabella. „Sie sagen: war! Sind Sie inzwischen mit sich ins reine gekommen, oder haben Sie nicht weiter über die Frage nachgedacht?"

„Doch! Ich glaube, meine Ansicht deckt sich mit der, welche Frau Bankdirektor König Ihnen gegenüber aussprach. Ich habe die Unterhaltung, die Sie mit der Dame führten, mit angehört. Halb gegen meinen Willen, gefesselt von . . ." Er brach ab und bog den Kopf, den er gesenkt gehalten, wieder in den Nacken zurück, vermied es aber immer noch, Isabella anzusehen.

In deren blasses Gesicht war leise Röte getreten; und einen bangen Herzschlag lang richteten sich ihre dunklen Augen mit einem weichen, träumerischen Blick, einer zaghaften Liebkosung gleich, auf Vollraths ernstes Antlitz, aus dessen Mienenspiel starke seelische Erregung sprach.

„Also auch Sie meinen, daß ich mehr aus Eigensinn als aus Kunstbegeisterung auf meinem Plan beharre?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Pfälzer Stuart-Heirat und ihre Bedeutung für unsere Gegenwart.

Am dem Heidelberger Schloß wird in der ersten Juliwoche dieses Jahres die Dreihundertjahrfeier der Vermählung der Prinzessin Elisabeth Stuart mit dem Pfälzer Kurfürsten Friedrich durch historische Kostümfeste, Ritterturniere, Reigenspiele und andere zeitgenössische Festlichkeiten begangen werden. Der Zufall fügt es, daß diese Erinnerungsfeier auf historischem Boden wenige Tage nach der Vermählung der deutschen Kaiserstochter mit einem Welfenherzog stattfindet. Da Elisabeth Stuart die Ahnmutter der neuvermählten Fürstenkinder ist, dürfte es interessant sein, die Zusammenhänge beider fürstlichen Heiraten in einer kleinen Studie zu untersuchen.

Die Redaktion.

Ihre Enkelin, die Liselotte, und ihre Tochter, die Kurfürstin Sophie von Hannover, stehen deutlicher, näher und auch wohl liebenswerter vor uns, als die Prinzessin Elisabeth von Großbritannien, die vor gerade dreihundert Jahren die Gemahlin jenes Kurfürsten Friedrich von der Pfalz wurde, der einen kurzen Winter lang die Königskrone Böhmens trug. Man schildert uns die Winterkönigin als eine gar stolze Dame, die ja dem damals üblichen ungeheuren Selbstbewußtsein der Fürsten — auch Liselotte hatte ihr gehöriges Teil davon — noch das sehr lebhafte Selbstbewußtsein, das hochgespannte Familiengefühl besaß, das die Stuarts immer verhängnisvoll ausgezeichnet hat. Bald aus der Pfalz und gar aus Böhmen vertrieben, blieb sie auch in der halben Verbannung, in der nicht ganz willig gewährten Gastfreundschaft der niederländischen Verwandten immer die Königin. Sie umgab sich, wie es scheint, schließlich lieber mit Tieren als mit Menschen, denn von den Tieren konnte keines sie fühlen lassen, daß sie ja nur eine verbleichende, ja, eine verblichene Größe war. Damals wie heute haben nur die Rechte gehabt, die im Erfolg sind, und all ihr Stuartsstolz, all ihre königlichen Ahnen haben die Winterkönigin nicht davor geschützt, daß die Mitwelt eben doch nichts anderes als eine verzagte Fürstin und eine entthronte Königin in ihr sah.

Unlängst nach dreihundert Jahren feiert man den Tag ihrer Vermählung zu Heidelberg mit einem großen Feste auf demselben Schlosse, das damals noch nicht in Trümmern lag, das sie damals vielmehr festlich geschmückt als Herrin erwartete. Da ist wohl die Frage erlaubt, was uns denn diese Frau und der Tag ihrer Vermählung mit einem deutschen Fürsten heute noch bedeuten kann, denn Feste haben doch nur dann einen tieferen Sinn, Erinnerungsfeste zumal, wenn irgend etwas von dem, was wir feiern, lebendig ist und noch bei uns nachwirkt.

Und da muß nun die Antwort so lauten, daß zwar die Frau nur wenig für uns sein kann, daß aber ihre Heirat, ihr Kommen nach Deutschland, ihr Eintreten in den Kreis deutscher Fürstinnen für unsere Gegenwart, für die Entwicklung deutscher Verhältnisse von großer Bedeutung war und heute noch ist. Sie ist aus Heidelberg gegangen, aus der ganzen Pfalz, und sie hat als Persönlichkeit kaum eine Spur hinterlassen. Das hat sie vielmehr getan. Das war ihr nicht gegeben. Sie war vielleicht die unpersönlichste aller Stuarts. Aber aus ihrer Verbindung mit dem Fürsten aus der fröhlichen, lachenden Pfalz ist sie in all ihrer englischen Steifheit und Stuartstolz die Mutter von Kindern scharfer merkwürdiger Eigenart geworden. Und durch diese Kinder und durch deren Nachkommen wirkt sie noch bis zu uns her.

Oder eigentlich doch nur durch die Nachkommen ihrer Tochter Sophie. Die sollte zuerst den Herzog Georg Wilhelm von Celle heiraten, aber das zerschlug sich aus wunderlichen Gründen: der junge Prinz hatte sich in Venedig auf dem Carneval so ausgetobt, daß er sich selbst nicht mehr für recht würdig hielt, als Bräutigam der Prinzessin aufzutreten, und so stand er zurück, und Sophie reichte ihre Hand, — denn nach dem Herzen heiratete man damals weit weniger als heute —, dem Bruder des Celler Herzogs, dem Kurfürsten Ernst August von Hannover.

Sie hatte den Tausch nicht zu bereuen gehabt. Sie hat an der Seite des bedeutenden Fürsten, der einen großen Teil von dem Besitz Heinrichs des Löwen in seiner Hand vereinigte, und der sich auch in den Kriegen gegen den vierzehnten Ludwig auszeichnete — was ihn aber durchaus nicht hinderte, sein Leben ganz und gar nach dem Vorbilde der Majestät von Frankreich einzurichten — das Leben der legitimen Fürstenfrauen jener Tage geführt. Sie hat mit ihrer Nichte in Paris, mit der Liselotte eifrig Briefe gewechselt. Sie hat mit Leibniz klüge Dinge geredet. Aber erst nach ihrem Tode zeigte es sich, welch eine große Bedeutung für sie das Haus Hannover haben sollte.

Im Jahre 1714, zwei Monate nach dem Tode der Philosophin von Hannover, starb in England die Königin Anna, die letzte regierende Frau aus dem Hause der Stuarts. Als man unter den Erben nach Englands Krone Umschau hielt, zeigte es sich, daß nur das Haus Hannover die unerläßliche Forderung, protestantisch zu sein, erfüllte, und so wurde Georg Ludwig, ein Enkel der Winterkönigin, als Georg I. König von England. Bis 1837 hatten Hannover und England einen und denselben Herrscher . . . Und Sophie Charlotte, die Schwester dieses ersten englischen Königs aus dem Hause Hannover, heiratete nach Preußen, und sie wurde die erste preußische Königin. So stammen denn alle heute lebenden Hohenzollern der königlichen Linie von der Winterkönigin ab. Auch die Prinzessin Viktoria Luise, des Kaisers einzige Tochter, die gerade jetzt die Gattin des letzten Welfen aus dem Hannover geworden ist. Sie haben also beide die Winterkönigin in ihren Ahnentafeln . . .

Aber damit, daß sie heute eine hohe dynastische Bedeutung hat, ist die Wichtigkeit dieser Heirat der englischen Stuarttochter nach Deutschland noch nicht erschöpft. Wichtiger als diese Verschlingung fürstlicher Ahnen, Verwandtschaften und Verschwägerungen ist es, daß mit dem Uebergang der Krone Englands an Hannover ein deutsches Land in eine Berührung mit der großen Welt kam, die auf dem Gebiet des Handels, des ganzen öffentlichen Lebens, der gesellschaftlichen Kultur von einschneidender Bedeutung werden sollte.

Wenn ich an diese englische Erbschaft des Hauses Hannover denke, fällt mir immer ein, was Goethe über den „Landprediger von Wakefield" gesagt hat. Er führt ungefähr aus, wie es ihm in dieser Geschichte in Staunen versetzt hat, daß hier das Geschick einer an und für sich unbedeutenden Familie in Verbindung mit allen großen Schicksalen des Landes gebracht wird, und wie diese Menschen des Romans aus der Stille ihres Dorfes plötzlich, aber doch wie ganz selbstverständlich, mitten in dem großen Weltleben Englands schwimmen. Ungefähr so ist es auch dem Kurfürstentum Hannover gegangen, als Georg Ludwig König von England wurde.

Die welfischen Fürsten, die oft genug allerlei Hausgezänk zwischen den einzelnen Linien auszutragen hatten, sahen sich plötzlich vor eine große Aufgabe gestellt, und wenn es auch falsch wäre, anzunehmen, die Welfenfürsten in England hätten immer ihren Platz ausgefüllt oder ihre Zeit und ihre Forderungen ganz verstanden — ihre häufige Unkenntnis der Zeit ist vielleicht aus einer Stuarterbschaft — so muß man andererseits doch anerkennen, daß auch sie mit den großen Aufgaben gewachsen sind. Und wenn sich die späteren Könige auch um ihr Stammland Hannover nicht selbst mehr allzuviel bekümmerten, so hatte der englische Hof doch einen großen Einfluß in Hannover, weil der Hannoversche Adel immer in Fühlung mit dem Landesherrn blieb. Das bedeutete in jenen Zeiten, wo nach dem dreißigjährigen Kriege alle bürgerliche Kultur, so gut wie vernichtet war, mehr als es vielleicht auf den ersten Blick scheinen will: vom Hof, vom Adel ging damals die ganze neue gesellschaftliche Kultur Deutschlands aus, und daß sich in Hannover ein gesellschaftliches Leben und eine Gesellschaft bildete, die nicht französierend, sondern englisch gefärbt war: das war nur daher möglich, weil die Winterkönigin des ersten Königs Großmutter gewesen war.

Englische Formsicherheit, englischer Takt, englische Mode der Lebensführung ist damals nach Deutschland gekommen, ein Abglanz englischer Großzügigkeit blühte auch in Hannover auf. Es war dort alles weiter, reicher, gediegener und weltmännischer als in dem benachbarten Preußen, und daß man nach den unglücklichen Ereignissen des Jahres 66 diesen englischen Stil des Lebens, die Vorliebe für englische Sprache in Hannover mit einer deutschen Spitze gegen Preußen zur Schau trug, braucht uns heute nicht mehr zu bekümmern, wo Welfen und Hohenzollern vergessen haben, was sie trennte, wo sie sich wieder darum erinnert haben, wie oft sie sich im Laufe der Zeiten verwetzt und verschwägert haben.

Es hieße den Rahmen dieser kleinen Studie sprengen, wollte man im einzelnen untersuchen, wie und wo sich dieser englische Einfluß in Hannover segensreich erwiesen hat: diese Zeiten haben aber auch keinen anderen Zweck, als zu beweisen, daß es die Folgen dieser Pfälzer Stuartheirat waren, die zum erstenmal ein deutsches Land aus kleinstaatlicher Enge in nahe Verbindung mit einem großen Weltreiche brachten, daß dort oben im deutschen Norden dank dieser englischen Verbindung ein Gegengewicht für die Französierung Deutschlands entstand, und daß die Ergebnisse dieses Zustandes bis heute und nicht nur in fürstlichen Ahnentafeln nachwirken.

Wie weit die Spur dieser Heirat reichen würde, konnte damals niemand ahnen, als der Pfälzer die Stuartkönigstochter zur Frau nahm. Wir Nachlebenden aber, die wir verfolgen können, was diese Hochzeit des Guten und des Schlimmen gezeitigt hat, finden leicht, daß das Gute überwiegt, und so können wir mit Fug und Recht das Gedenken jenes Tages feiern, der die Stuarttochter zur deutschen Fürstin gemacht hat.

•

Der seltsamste Kriminalfall des 19. Jahrhunderts.

Ein soeben in London erschienenes Buch: „Die Tischborne-Tragödie" von M. E. Kenealy rollte jenen denkwürdigen Fall wieder auf, der vor einer Generation ganz England in Erregung versetzte, und den man nicht mit Unrecht „das seltsamste Mysterium des 19. Jahrhunderts" genannt hat. Im Jahre 1852 wanderte Roger Charles Tischborne, der Erbe einer reichen und angesehenen englischen Baronin, wegen einer Liebesaffäre nach Südamerika aus. Nach zwei Jahren wollte er wieder heimkehren, und er bestieg in Rio das Schiff „Bella", das ihn nach Europa bringen sollte. Aber unterwegs ging die „Bella" mit Mann und Maus unter, und seitdem hat niemand mehr etwas von dem jungen Tischborne gehört. 1862 starb auch sein Vater und vier Jahre darauf sein einziger jüngerer Bruder, dessen im Säuglingsalter stehendes Kinde nun die Erbschaft zufiel. Niemand dachte daran, daß der seit 12 Jahren verschollene Roger noch existieren sollte. Nur seine alte Mutter konnte sich mit dem Gedanken an seinen Tod nicht befreunden; sie blieb dabei, daß

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW